

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 199.

Samstag, 1. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banfrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(2. Fortsetzung.)

Und wie auf dem Schiff, wenn die Seekrankheit droht, ist es auch hier das Beste, sich abzureagieren, sich zu beschäftigen, nicht aus dem Fenster hinunter zu sehen. Der Passagier in der Kabine machte es so. Aus dem kleinen Lederkoffer, der neben ihm stand, er schien noch neu und nicht gebraucht, entnahm er eine kleine Kognakflasche, wie sie gerne an den Flughäfen verkauft werden, griff dann nach den Zeitungen in der Manteltasche und las.

Sie und wieder schickte er einen verstohlenen Blick nach der Frau, die ihm gegenüber saß. Sie interessierte ihn. Er gestand sich sogar ein, daß es mehr war wie ein wenig Interesse, das ein Mann einer Frau entgegenbringt, die ihm ein Zufall gegenübersteht. Sie war hübsch, — ein raffiges, ernstes Gesicht. Immer noch lag dieser harte, entschlossene Ausdruck um ihre Lippen, den er schon beim Abflug bemerkt und der ihn beschäftigte. Mehr als er wollte.

Die Dame schien ihn kaum zu bemerken. Sie sah durch die Fensterscheiben auf die wiegende, dunstige Landschaft hinunter.

Wieder wandte sich der Passagier der Zeitung zu. Und plötzlich schien er zu erschrecken. Den kurzen Ausruf des Schrecks verschluckte das Geräusch des Motors. Er wurde blaß, ließ die Zeitung sinken. Seine Hände zitterten, — bewegungslos saß er vor dem kleinen Kabinentischchen und starrte auf die leere Tischplatte.

Der Dame war die seltsame Bewegung ihres Gegenübers nicht entgangen. Sie sah auf, instinktiv lenkte sich ihr Blick auf die zu Boden gesunkene Zeitung. Das Blatt war aufgeschlagen, eine große, in fetten Buchstaben gedruckte Überschrift lenkte die Aufmerksamkeit auf sich:

„Mord in der Italiabank“

Die Polizei auf der Spur des Täters.“

Auch die Frau schreckte zusammen. Und ihr Erschrecken war so heftig, daß der Fremde ihr gegenüber aus seinem dumpfen Brüten aufwachte und, trotzdem die Flugmaschine gerade in diesem Augenblick bedenklich schwankte, aufstand, um der Frau zu Hilfe zu eilen.

Sie wehrte mit einer Handbewegung ab. Schweigend saßen sich die beiden Menschen lange Zeit gegenüber, und wieder fühlten beide eine unsichtbare Verbindung zwischen sich, die sie sich nicht erklären konnten. Stumm, erregt saßen sie beide und lächelten ein wenig mühsam.

Dann tauchte der Silberstreifen des Rheines am Horizont auf, bald auch die Doppelspitze des Kölner Doms. Die Stadt selbst verschwand in einem dunstigen grauen Gewebe des Nebels und Rauchs.

In großen Spiralen senkte sich das Flugzeug dem Hafen zu. Weit vor der Halle setzte es auf, hob sich noch einmal, kam wieder auf den Boden und lief polternd über den Rasen.

Und es ist dann doch ein sehr seltsames Empfinden, wenn nicht mehr das dumpfe Geräusch des laufenden Motors in den Ohren klingt, wenn die Füße wieder festen Boden fühlen, Boden, unter dem nicht tausend Meter leerer Raum ist.

René Savary, mit diesem Namen hatte sich der Fluggast nach der Landung vorgestellt, bot der Dame

(Nachdruck verboten.)

seinen Arm. Die Maschine hatte zwanzig Minuten Aufenthalt, er schlug vor, eine Tasse Kaffee zu trinken.

„Ich hoffe, daß Ihnen die Fahrt bis jetzt gut bekommen ist,“ begann er die Unterhaltung. „Ich liebe das Fliegen, ich bin schon oft geflogen und muß gestehen, daß mir das Fliegen doch immer wieder neu und erlebenswert erscheint.“

„Sie haben recht,“ erwiderte die Dame. Langsam hob sie ihre Hand mit der Tasse zum Mund. Ihre großen, braunen Augen ruhten nun voll und forschend auf dem Gesicht des neuen Bekannten. „Manchmal erscheint mir selbst dieses Verkehrsmittel noch zu langsam.“

„Eilt es Ihnen so, nach London zu kommen?“ Durch einen Zufall hatte René den Flughäfen der Dame gesehen und bemerkt, daß sie, wie er, London zum Ziel hatte.

Die Dame hatte kurz aufgesehen, dann senkte sie den Kopf. „Vielleicht eilt es mir mehr, mein Zuhause zu verlassen,“ sagte sie leise.

„Ja“, erwiderte René nur.

Er war plötzlich sehr unruhig geworden und nedete sich nervös eine Zigarette an. Die Dame sah, wie seine Hände zitterten.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie und ihre Stimme verlor ein wenig von dem konventionellen Klang.

„Oh — nichts!“ Aber René konnte doch nicht verhindern, daß er ungeduldig auf die Uhr am Armgelenk sah.

Hastig stand er auf, als ein Polizist das kleine Flughäfenrestaurant betrat.

„Ich glaube, daß es Zeit wird,“ sagte er entschuldigend.

Ruhig sah die Dame auf die große Uhr über der Tür. „Sie irren sich bestimmt, Ihre Uhr wird vorgehen!“

René wich ihrem forschenden Blick aus.

Er verlor auch nicht diese eigenartige Nervosität, als dann Paß- und Zollkontrolle kam. Immer wieder ruhte der Blick der Dame auf ihm, — er tat, als bemerkte er es nicht. Dann wurde es wirklich Abflugzeit, liebenswürdig stützte René die Fremde, als sie das Leiterchen zur Kabine hinaufkletterte.

René konnte sein Unbehagen nicht verbergen, als er sah, daß inzwischen ein dritter Fluggast in der Kabine Platz genommen hatte und sie beide mit einem finsternen eindringlichen Blick musterte, wie ihm schien.

René nahm seinen alten Platz ein und starrte voll Ungeduld auf den Flugpolizisten, der die Signalfahne zum Abflug in der Hand hielt.

Die Dame ihm gegenüber lächelte.

4.

Kommissar Weiß sah sich vor einem Rätsel. Vergeblich überlegte er nochmals und nochmals alle Möglichkeiten, um eine Spur zu entdecken. Er war ärgerlich und verstimmt.

Das Lächerliche an der ganzen Angelegenheit war natürlich, daß angeblich kein Raub vorlag, daß alle Tresorschränke unverfehrt waren, daß nicht einmal

Spuren vorhanden waren, die auf einen Raubver-
such hätten schließen lassen. Und dennoch war der Portier
erschossen worden, ein braver, ruhiger Mann, der mit
aller Welt in Frieden lebte, ein persönlicher „der poli-
tischer Racheakt“ schied also von vornherein aus. So
blieb wohl nur die Möglichkeit, daß der Täter schon
bei Betreten der Bank durch den Portier überrascht
wurde und nach dem Schuß eilig die Flucht ergriff. —

Und dann fiel Weiß der Augenblick wieder ein, als
er durch die angelehnte Tür das seltsame Gebaren
des Direktors sah, als jener sein Privattresor öffnete
und erschrocken zurückfuhr. Hier mußte ein Geheimnis
vorhanden sein.

Und — der weiße Damenhandschuh!

Und das seltsame Auftauchen des Direktors mitten
in der Nacht, noch ehe er von dem Überfall benachrich-
tigt war.

Und das Verschwinden zweier Menschen, die beide
im Besitze von Schlüsseln zur Bank waren.

Der eine war der Kassierer. Weiß hatte versön-
lich dessen Wohnung durchsucht, ohne einen Anhaltspunkt
zu finden. Der Deutsch-Amerikaner hatte noch am
Tage vorher seine Monatsmiete im voraus bezahlt, —
seine Anzüge hingen bis auf einen noch da, — nur sein
Mantel und Hut fehlten. Der Flüchtling hatte offen-
bar sehr bescheiden gelebt, nirgends waren Spuren
eines besonderen Aufwands, — die Anzüge waren von
einer gewissen soliden Eleganz, die Wohnung ge-
schmackvoll und behaglich, Vikar- und Zigarettenschrank
wohlgefüllt.

Weiß hatte nicht nur Schreibtisch und Schrank,
sondern auch die Taschen der einzelnen Anzüge durch-
sucht. Bis auf einen waren alle leer. In diesem letzten
steckte eine Brieftasche, die nichts weiter enthielt als
einen Zettel mit einer mit Bleistiftschrift niederge-
schriebenen belanglosen Adresse und einem Paß, auf
den Namen des Kassierers ausgestellt und visiert.

Auch nach der Schilderung seiner Wirtin hatte der
Kassierer der Italiabank ein sehr ruhiges und ver-
nünftiges Leben geführt. Er hatte nie Bekanntschaft be-
kommen, schien keine Freunde zu haben, ganz selten nur
geschah es, daß er einmal über Abend wegblich, ins
Theater oder Kaffeehaus ging.

Er speiste immer außer dem Hause, ohne sich auf
ein Lokal festzulegen, — es war nichts auszufahren an
ihm.

Als Weiß schon gehen wollte, fiel ihm ein, die
Frau noch zu fragen, ob sie nicht in der letzten Zeit eine
Veränderung im Benehmen ihres Mieters bemerkt
habe. Sie verneinte. Es habe ihr zwar auch geschien,
als sei er ein wenig nervöser, auch sei er öfters abends
ausgeblieben, aber dies alles seien doch keine sonder-
lichen Veränderungen.

Weiß hatte gedankt und war gegangen. Paß und
Zettel trug er mit sich. Im Kommissariat untersucht er
beides nochmals. Der Paß war in Boston ausgestellt,
das Visum ordnungsgemäß vom dortigen Konsulat er-
teilt. Herr Sam Walker war am 12. Februar 1896 in
Detroit geboren, von Beruf Bankbeamter, seine Per-
sonalien lauteten auf: groß, schlank, brune Augen,
Haar dunkelblond, ohne besondere Kennzeichen. Seine
Schrift war weich und doch energisch. Das Bild zeigte
einen jungen, nicht unsympathischen Menschen, dessen
Gesicht die heruntergeschlagene Krämpe des Hutes fast
verdeckte.

Warum aber der Flüchtling den Paß nicht mitge-
nommen hatte, war Weiß unerklärlich. Vielleicht hatte
die Absicht bestanden, war aber auch durch die eilige
Flucht vereitelt worden.

Der kleine, mit Bleistiftschrift betrikelte Zettel —
ganz verborgen in einer Falte der Brieftasche und vom
Besitzer gewiß übersehen — erwies sich beim näheren
Zusehen doch interessanter. „Cronbergerstraße 3, 125
Kmh.“

Weiß beorderte einen Polizisten, in der Cronber-
gerstraße zu recherchieren. Vielleicht gab es dort einen
Anhaltspunkt.

Er selbst wandte sich dem zweiten Flüchtling zu,
dem Bruder des Direktors. Inzwischen hatte er Be-

richte eingefordert und nun, da er in der Lage war,
sich ein Bild zu machen, rieb er sich vergnügt die Hände.

Umberto Chiari war erst neunzehn Jahre alt, aber
bereits kein unbeschriebenes Blatt mehr. Wie die
Recherchen ergaben, hatte er eine Freundin, die ihn
viel Geld kostete — er fuhr einen teuren La Salla-
Wagen, hatte neben der Wohnung im Hause seines
Bruders eine sehr teure Garçonwohnung in der
Friedensstraße nahe beim „Frankfurter Hof“, die allein
fünfzehnhundert Mark im Monat kostete. Er hielt sich
einen Diener und einen Chauffeur und hatte teure
Allüren.

Es war ein offenes Geheimnis, daß Umberto
Chiari der Liebling des um viele Jahre älteren Bruders
war, der dem verwöhnten Jungen keinen Wunsch ab-
schlagen konnte und energielos dies Treiben zuließ,
das weit über die Verhältnisse der an sich kleinen
Filiale der Banca Italiana ging.

Auch Umberto Chiari besaß Schlüssel zur Bank.

Die Recherchen waren noch nicht abgeschlossen. Weiß
wußte zwar bereits, daß Umberto in vielen Bars und
Vergnügungsorten enorme Schulden hatte, doch be-
liefen sich alle bisher so hoch, daß sie einen Einbruch
in die Bank des Bruders nicht gerechtfertigt hätten.

Aber vielleicht bestanden noch irgendwo andere
Verpflichtungen, die ohne weiteres nicht festzustellen
waren? Kommissar Weiß notierte eine Anweisung,
daß in den geheimen Spiellokalen, die ja alle der
Polizei bekannt sind, nachgeforcht würde.

Blieb der Damenhandschuh und das unvermutete
Auftauchen des Direktors.

Plötzlich hatte Weiß eine Idee. Er nahm den
Hörer vom Tischapparat und nannte die Nummer einer
bekannten Großbank.

„Ich möchte gern Herrn Direktor Gutholz sprechen“,
bat er, als sich das Bankhaus meldete.

„Hier Gutholz“, klang es kurz darauf im Hörer.

„Hier Kommissar Weiß, guten Tag, Herr Direkt.
Wäre es möglich, daß ich Sie heute in einer sehr drin-
genden Angelegenheit sprechen kann? Es handelt sich
— aber bitte strengste Diskretion — um den Ein-
bruchversuch bei der Italiabank.“

„Aha — interessiert mich sehr. Aus ganz besonderen
Gründen. Paßt es Ihnen heute nachmittag gegen
sechzehn Uhr?“

„Sehr gerne, Herr Direktor — und vielen Dank.
Darf ich neugierig fragen, welche besonderen Gründe
es sind, die Ihr Interesse hervorrufen?“

„Kann ich hier am Apparat nicht sagen. Aber ich
versichere Ihnen, daß Sie sich nicht freuen werden.“

„Sehr schön. Vielen Dank.“

Kommissar Weiß hängte ein. Vielleicht war es die
richtige Fährte? Die Tatsache, daß Direktor Chiari ganz
offenbar einen Verlust verheimlichte — es wollte ihm
nicht aus dem Sinn.

Aber noch immer war er weit davon entfernt, die
Lösung des Rätsels in Händen zu haben.

Direktor Chiari's Haus stand draußen im Westen
der Stadt. Ein großes, herrschaftliches Gebäude, mit
Garage und Stallungen, eine breite, kiesbestreute Ein-
fahrt schnitt einen gelben Halbkreis in das lichte Grün
des gepflegten Vorgartens.

Das Haus im Innern war ein wenig runkelt,
aber sehr geschmackvoll eingerichtet. Im Vestibül stan-
den alte italienische Holzsulpturen, die Wände waren
glatt und hell, tiefe, angenehme Sessel standen am
Treppenaufgang neben einem kleinen Rauchtisch von
gehämmertem Kupfer. Das ganze Haus atmete eine
Atmosphäre alter Kultur und unaufdringlicher Ele-
ganz aus, die wohlthuend wirkte. Freunde des Hauses
wußten, daß dies mehr dem Einfluß der Gattin
Chiari's zu verdanken war, als ihm, der neben seinen
Börsengeschäften und kleinen Amouren wenig Passio-
nen kannte.

Als Direktor Chiari am zweiten Morgen nach der
Mordnacht nach Hause kam, trat ihm der Diener mit
etwas erregtem Gesicht entgegen. (Fortf. folgt.)

Über allen Gipfeln ist Ruh ...

Eine Erzählung aus Goethes Leben von Albert Leitch-St. Andrä.

Er wohnte im „Goldenen Schiff“ in der alten Ede, der Herzog in den Zimmern des Königs von Holland. In Leipzig hielten sich damals der Kaiser Franz, die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich, der König von Sachsen auf.

Auch Beethoven war bereits da. Goethe erinnerte sich des fesselnden Bildes, das Bettina von ihm entworfen und die Neugier des Seelenjammers besiegt den Widerwillen des Künstlers.

Er tat den ersten Schritt und besuchte Beethoven; nach einigen Stunden Besammentreffen hatte er alles Wesentliche dieser einzigartigen Persönlichkeit erfasst, „zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderbarlich stehen muß“, schrieb er an seine Frau.

Goethes Eindruck auf Beethoven aber war keineswegs so günstig. Der Dichter, von dem er seit seiner Kindheit geträumt, wie von einem Adler, der mit gewaltigen Flügeln gegen den Sturm anlämpft, erschien ihm nun geziert, sehr bedacht auf Etikette und auf die Einhaltung der Rangordnung, fleißig und zugeknöpft, höflich und beherrscht.

Er spielte ihm vor und da er sah, daß Goethe tief gerührt zu sein schien, sagte er: „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet; in Berlin gab ich vor mehreren Jahren ein Konzert, ich glaubte was Rechtes zu leisten und hoffte auf einen tüchtigen Beifall, aber siehe da, als das Spiel zu Ende war, ertönte kein geringes Zeichen des Beifalls; das war mir doch zu arg, ich begriff es nicht. Das Rätsel löste sich jedoch dahin auf, daß das Publikum fein gebildet war und mir mit nassen Schnupftüchern vor Nührung entgegenwankte, um mich meines Dantes zu versichern. Da sah ich, daß ich nur ein romantisches, aber kein künstlerisches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, lasse ich mir dies nicht gefallen; wenn mir Eure Dichtungen durchs Gehirn gingen, so hat es Musik abgelesen, und ich war stolz genug, mich auf gleiche Höhe schwingen zu wollen wie Ihr, aber ich habe es meinen Lebtag nicht gewußt, und am wenigsten hätte ich's in Eurer Gegenwart selbst getan, da müßte der Enthusiasmus ganz anders wirken. Ihr müßt doch selber wissen, wie wohl es tut, von tüchtigen Händen bellotisch zu sein; wenn Ihr mich nicht anerkennen und als Euresgleichen abschätzen wollt, wer soll es dann tun? — Von welchem Bettelwag soll ich mich denn ver- stehen lassen?“

Am nächsten Tag machten sie zusammen einen Spaziergang. Überall, wo sie gingen, wichen ihnen nach rechts und links ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über diese Störung verstimmt, sagte: „Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren.“ Beethoven erwiderte ruhig lächelnd: „Machen sich Eure Erzählungen nichts daraus, die Komplimente gelten vielleicht mir!“

Goethe verbeugte sich nach allen Seiten. Da packte Beethoven Goethes Arm und sagte: „Ei was, so müßt Ihr's nicht machen. Ihr müßt ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was sie an Euch haben, sonst werden sie's gar nicht gewahr; da ist keine Prinzessin, die den Tasso länger anerkennt, als der Schuh der Eitelkeit sie drückt. — Einen Orden können sie einem wohl anhängen, aber darum sei man nicht um das geringste besser; einen Hofrat, einen Geheimrat können sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven; also das, was sie nicht machen können, und was sie selber noch lange nicht sind, davor müssen sie Respekt haben lernen das ist ihnen gesund!“

In diesem Augenblick erschienen aus der Landstraße, ihnen entgegenkommend, die Kaiserin, der ganze Hof.

Beethoven sagte zu Goethe: „Bleibt nur in meinem Arm hängen, sie müssen uns Platz machen wir nicht.“

Goethe war nicht der Meinung; er machte sich aus Beethovens Arm los und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während der taube Musiker mit unterchlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten teilten, um ihm Platz zu machen, und ihn alle freundlich grüßten; jenseits blieb er stehen und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen sie hatte an sich vorbeigelassen. Nun sagte er: „Auf Euch habe ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient, aber jenen habt Ihr zuviel Ehre angetan ...“

Die hellerleuchteten Fenster aus dem Fürstenplatz strahlten manche Nacht in die Dunkelheit hinaus, die Bürger spitzten Augen und Ohren, und spitzten wohl auch die Mäuler über den Herzog, der einen Staatsminister schalten und walten ließ.

Die Guten ahnten nicht, wer ihr Goethe war. Was ein solches Genie für das Land und die Stadt bedeutete. Groß war auf den Straßen gewachsen, Weimar hatte seinen Dornrosenschlaf geschlafen, und jetzt begann ein neues Leben, die einsamen Plätze und Straßen sahen Menschen wie nie zuvor. Menschen aus allen Herren Ländern berühmte Männer, vornehme Damen ...

Wie ein jaghafter Schächer kam in diesen Tagen Franz Grillparzer aus Wien, kleinmütig und gewaltig schlug ihm das Herz, als er dem Lohndiener im Gasthof zum Elefanten seine Karte gab, die für Goethe bestimmt war. Er hielt sich für unwürdig, den großen Weisen von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der Diener kam zurück mit dem Bescheid, daß seine Erzählung der Herr Geheimrat Gäste habe und bedaure, den Besuch auf den Abend verschieben zu müssen. —

Das riß den Schächternen vollends aus seinen Träumen. Er war gewohnt Goethe zu sagen, wie man Gott oder Heros sagt. Und nun war dieser Übermächtige von einem irdischen Titel ummauert, sein Abel war in Worte gefaßt, die mit der Größe des Mannes nicht recht zusammenreimen konnten.

Der gefürchtete Abend kam endlich; der arme Dichter aus Wien ging pochenden Herzens hinüber in das Haus des Staatsministers, um dort einen Gott zu schauen.

Und er sah den Erleuchteten, einen alten weißhaarigen Herrn im schwarzen Rock, den Ordensstern an der Brust. Es schien ihm unglaublich, daß dieser unterste, würdige Herr der Dichter des „Faust“, des „Götz“, und des „Egmont“ sein sollte. Die Enttäuschung war groß. Er kam, den großen Dichter und Abgott seiner Träume zu sehen und fand einen behäbigen Würdenträger, der mit herzoglicher Vornehmheit schaltete und waltete.

Aber dann begrüßte ihn Goethe auf das herzlichste, nahm ihn unter den Arm und redete freundlich auf ihn ein, wie ein väterlicher Freund. Mit einigen Worten besprach er Grillparzers „Sappho“, nannte sie einen wesentlichen Fortschritt gegen die „Ahnfrau“ und löste so mit einem Male die Starrheit des schüchternen Gastes.

Es war, als ob in die Seele des Sehnsuchtsstrunkenen ein blendender Lichtstrahl gedrungen wäre und in dieser unbeherrschten Bewegtheit seines Innern stürzten heftige Tränen über sein Angesicht, er wußte sich nicht zu fassen. Goethe selbst war ergriffen und ein wenig ratlos, wie er die Erschütterung seines Gastes vor den anderen Gästen bemänteln sollte.

Grillparzer kam sich wie ein Berichteter vor, in der Verunsicherung seines Herzens glaubte er, Goethe habe ihn verworfen. Und doch war alles nur Irrtum und Mißverständnis ...

In der Pause von Korrekturen am „Faust“ war Marianne von Wilmher erschienen, um bei dem Kranken nachzusehen, der mit geschlossenen Augen dalag.

Die Stürme hatten ausgetobt. Es war fast, als ob das majestätische Antlitz ein Lächeln umspielte, wie im Anschauen von etwas Großem. Freundliche Gesichte umschwebten ihn. Seligkeit strahlte auf lyrische Musik webte in zarten Schwingungen durch die unsterbliche Seele. Er fühlte, daß in diesem Schweben seine Seele sich mit hinan hob. —

Gegen Abend besserte sich der Zustand wesentlich. Goethe sprach mit Ruhe und Besonnenheit über den Schluß des „Faust“ und machte seinen getreuen Edermann auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

Nun war der ganze zweite Teil des „Faust“ vollendet. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte den Kreis überaus glücklich. „Mein ferneres Leben“, sagte er, „kann ich nunmehr als reines Geschenk ansehen und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue.“

Die ersten Stunden der folgenden Nacht schlief der Kranke sanft. Gegen Mitternacht wachte er auf und empfand zuerst an den Händen, später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte.

Fürchterliche Angst und Unruhe trieben den hochbejahrten Kreis mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, der Blick brühte Todesangst aus.

Nach kurzer Besserung warf sich das Abel auf die Brust. Im Bette zu liegen vermochte er nicht. Er saß völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl.

Am Mittag gegen elf Uhr starb er den seligsten Tod, selbstbewußt, heiter, ohne Todesahnung bis zum letzten Hauch, ganz schmerzlos. Es war ein allmählich sanftes Sinken und Verlöschen der Lebensflamme ohne Kampf. Nicht vor seine letzte Forderung, eine halbe Stunde vor dem Ende befahl er: die Fensterladen auf, damit mehr Licht einbringe. ...

Am anderen Morgen nach Goethes Tod ergriff den getreuen Edermann eine tiefe Sehnsucht, seinen Heros noch einmal zu sehen.

Der Diener Friedrich schloß das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete an den Zügen

seines erhabenen-ebenen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen.

Der Körper lag nachend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe aufgestellt, um ihn frisch zu erhalten, so lange als möglich.

Friedrich schlug das Tuch auseinander, und der Betreute erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettleibigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor ihm, und das Entzücken, das er darüber empfand, ließ ihn auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen.

Er legte seine Hand auf Goethes Herz — es war überall eine tiefe Stille — und dann wendete er sich abwärts, um seinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

Londoner Unterweltköniginnen.

Der giftige Orchideenstrauch. — Rüsse, die betäuben. —
Der tödliche Fehltriff.

Von Cecil Bishop, ehemaligem Mitglied von Scotland Yard.

Frauen werden längst nicht immer um des Geldes willen zu Verbrecherinnen. Doch die Laufbahn der interessantesten unter allen Londoner Unterweltköniginnen, mit denen ich dienstlich zu tun hatte, wurde durch die Gewinnucht bestimmt.

Mit siebzehn Jahren war Julie ein schlaues Ding mit schmalen blauen Augen, die jedermann sofort von ihrer Unschuld überzeugten. Doch dann geriet sie in schlechte Gesellschaft und sie mußte zweimal wegen Laden- und Taschendiebstahls ins Gefängnis wandern.

Als sie entlassen wurde, wollte es ein eigenartiger Zufall, daß eine reiche Frau, die keine Ahnung von ihrer Vergangenheit hatte, sie als Zofe einstellte. Mit ihrer Herrin reiste nun Julie von Paris nach Singapur, durchquerte die Vereinigten Staaten und eignete sich ungewußt jene Kenntnisse und jenes Wesen der Frau von Welt an, die ihr später so nützlich sein sollten.

Die Herrin starb und hinterließ ihr 8000 Mark. Als Julie dieses kleine Vermögen in Händen hielt beging sie den großen Fehler ihres Lebens. Ihre Reize und ihr Geld veranlaßten einen Italiener, sich in sie zu verlieben. Sie erwiderte seine Gefühle, und so entstand ein Bund, der später einmal auf tragische Weise zerfallen werden sollte.

Die beiden gingen nach Paris, wo der Italiener Julie in die Geheimnisse der Rauschgifte einweihte. Er war früher einmal Mitarbeiter in einem chemischen Laboratorium gewesen. Bald darauf kehrte er mit Julie nach London zurück, wo die gute Gesellschaft jetzt für sie das beste Operationsgebiet war.

Eines Tages sprach man in allen Kreisen des Londoner Ost- und Westends von einem großartigen Gaunertreich, bei dem das Opfer runde 200 000 Mark gekostet haben sollte. Eine bekannte Dame der Gesellschaft hatte an einem Ball in einem der größten Hotels teilnehmen wollen. Beim Verlassen ihres Hauses wurde ihr ein Strauß wundervoller Orchideen überreicht. Entzückt über die Liebesswürdigkeit des unbekannten Verehrers behielt sie den Strauß während des Balls in der Hand. Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, fiel sie plötzlich in Ohnmacht. Sofort kamen ihr ein paar andere Damen mit Wiederbelebungsmitteln zu Hilfe. Zehn Minuten später trat sie erholt aus dem Kleideraum, und der Zwischenfall schien erledigt zu sein.

Doch in dem Augenblick, da sie den Ballsaal betrat, rief sie entsetzt: „Mein Smaragd- und Perlenhalsband ist fort!“

Von dem Schmud war wirklich keine Spur zu finden, dagegen entdeckte man, daß die Orchideen mit einem betäubenden Mittel getränkt worden waren, das nur wirkte, wenn die Körperwärme Einfluß darauf ausgeübt hatte. Der Verdacht wurde auf den Italiener und seine „Königin“ gelenkt, aber jeder Beweis fehlte.

Zum Opfer eines der geschicktesten Streiche Julies wurde einmal ein Mann, der Diamanten vom Festland nach London zu befördern hatte. Sie ließ diesen Kurier drei Monate lang scharf beobachten. So war die Verbrecherin eines Tages so weit, daß sie genau sagen konnte, was der Mann im Augenblick gerade tat, und bementprechend legte sie ihre Reize aus.

Sie wußte es einzurichten, daß sie mit ihm bekannt gemacht wurde. Den Mann fesselte ihre Schönheit, aber er sah Julie lange Zeit nicht mehr. Dann traf er sie eines Tages auf der Straße. Er eilte auf sie zu, wurde aber mit einer höflichen, ablehnenden Geste empfangen, die Julie so großartig verstand. In der nächsten Zeit sah er sie aber doch einige Male wieder,

und er hatte die große Genugtuung, sie langsam erobern zu dürfen. Nach einer ihm unendlich lange dünkenden Zeit war Julie endlich bereit, ihm zum Abendessen in einem Londoner Hotel Gesellschaft zu leisten. Sie wußte, daß er an diesem Tage Juwelen im Werte von 140 000 Mark bei sich trug. Nach dem Essen ließ sie sich — anscheinend nur zögernd — überreden, ihm in sein Zimmer im gleichen Hotel zu folgen. Dort ging er sofort in die Falle, denn Julie spielte plötzlich die Verliebte.

Sie legte ihre Arme um seinen Hals. Er küßte sie voller Leidenschaft. Ihre Nähe verlegte ihn in Verwirrung. Und dann sagte sie: „Komm, ich will mein Haar lösen, damit du dein Gesicht darin vergraben kannst.“

So entging er seinem Schicksal nicht. Er wußte ja nichts davon, daß Julie ihr Haar mit dem gleichen Betäubungsmittel besprengt hatte, dem schon die Dame der Gesellschaft zum Opfer gefallen war. Ein paar Sekunden später lag er bewußtlos in ihren Armen, während ihre Finger nach dem Gürtel suchten, in dem er die Juwelen trug. Nach drei Minuten — wie später ermittelt wurde — sah ein Zimmermädchen eine elegante Frau die Treppe hinabsteigen und sich unter die festliche Menge mischen.

Die gestohlenen Juwelen gingen durch manche Hand, und schließlich verlor sich ihre Spur auf dem Festlande. Als der Juwelenhändler aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und seinen Verlust bemerkte, verlor er den Verstand.

Nach einer Reihe von weiteren Gaunereien hielt es Julie für ratsam, aus London zu verschwinden. Die Polizei war ihr auf den Fersen, und Scotland Yard kannte ihre Spiegegesellen. Es kam der Gaunerin wohl selbst zum Bewußtsein, daß ihre Kunst dem Ende entgegenging, und zum ersten Mal in ihrer Laufbahn begann sie die Nerven zu verlieren. So wäre sie beinahe über eine ganz belanglose Geschichte gestolpert, bei der es sich nur um 12 000 Mark handelte, und sie rückte mit ihrem Italiener schleunigst nach Monte Carlo aus.

Hier befand sie sich wieder in ihrem Element. Das halbe Gaunertum Europas und der Vereinigten Staaten hatte sich in Monte Carlo Stellbudein gegeben, um die „Tauben zu rupfen“. Julie und ihr Gefährte waren auf dem besten Wege, ein großartiges „Dina zu drehen“ als die Frau plötzlich vom Tode ereilt wurde.

Damals hatte sie einen französischen Bantier im Schlepptau, der mit einer jungen Engländerin aus guter Familie verlobt war. Es gelang Julie, diesen Mann bloßzustellen, indem sie eine ausgezeichnete Aufnahme von dem Augenblick machen ließ, da er sie im Rasinogarten in seinen Armen hielt. Hier trat natürlich auch der Italiener in Erscheinung, der im Hintergrunde gelauert hatte und den Empörten spielte. Die Postsumme, die der Bantier zahlen sollte, ging in die Hunderttausende, und das Geschäft war so ziemlich abgeschlossen, als plötzlich das Unglück kam.

Durch irgend einen Zufall irrte sich Julie, die an Schlaflosigkeit litt, in der Medizinflasche. Ihr drogenkundiger Italiener hatte ihr Bromid gegeben, doch Julie nahm im dunklen Raum eine starke Dosis Gift. Niemand hörte sie schöhnen, und als der Italiener in den frühen Morgenstunden zurückkehrte, fand er sie tot. Kein Mensch war froher als der Bantier.

Welt u. Wissen

Radium wird billiger durch ein neues Verfahren.
Radium, dieser ebenso kostbare wie wichtige Stoff, der zur Bekämpfung des Krebses so notwendig ist, hat seinen fast unerschwinglich hohen Preis hauptsächlich durch die Art der Gewinnung. Zwar ist das Radium auf dem Weltmarkt zuletzt etwas billiger geworden, da die Förderung der Roherde gestiegen ist. Aber um ein Gramm Radium zu gewinnen, braucht man noch immer fast 500 000 Kilogramm Roherde, zu dessen Bearbeitung 500 000 Kilogramm Chemikalien, 1000 Tonnen Kohle und 10 000 Tonnen destilliertes Wasser nötig sind. 150 Mann müssen einen ganzen Monat an der Gewinnung dieses Gramms Radium arbeiten, und auch dann liegt es noch nicht rein vor, sondern muß noch etwa 5 Monate mit den feinsten Apparaten von Chemikern weiter gereinigt werden. Unter diesen Umständen ist es von größter Bedeutung, daß jetzt, wie in „Reclams Universalum“ berichtet wird, ein Verfahren entdeckt worden ist, das die ganze Arbeit von 6 Monaten auf einen Monat verkürzt. Dadurch dürfte das Radium bedeutend mehr verbilligt werden als bisher, so daß auch das verarmte Deutschland etwas mehr davon erwerben kann; besitzen wir doch nur $\frac{1}{2}$ Gramm, während Schweden über 6 Gramm verfügt. Das Krebskomitee des Völkerbundes, dem die Verteilung des Radiums auf der ganzen Welt obliegt, wird dann die besonders schlecht ausgerüsteten Länder reicher bedenken können.